

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 35.

Posen, den 12. Februar 1929.

3. Jahrg.

Copyright 1928 by L. Staackmann Verlag. — Dr. Präger Pressedienst
Leipzig-Wien.

Zwei Salzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(33. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

XXVI.

Auf seinem Weg nach Mexiko kam Bessler eines Abends in ein Dorf in der Nähe Würzburgs.

So dringend es gewiß auch nötig war, dem armen Kaiser Maximilian seine bewährte Kraft zur Verfügung zu stellen, der Weg zog sich länger, als man gedacht hatte. Bessler war durch den Böhmerwald gewandert, dann quer durch Bayern und war nun in die gesegneten Gauen um den Main eingefallen. Hatte ihm schon das bayerische Bier satrisch schwere Füße gemacht, so war im Mainland um Würzburg erst recht ein schlechtes Weiterkommen, zumal die Lese begonnen hatte und allenthalben aus den Kellern der süßeste Most quoll.

Es war ein gutes Weinjahr gewesen, die Winzer brauchten die Tropfen nicht abzuzählen, und wenn sie erst einmal erfuhren, wen sie vor sich hatten, dann ließen sie Bessler überhaupt nicht gleich wieder fort. Er mußte von Mexiko berichten, von den Indianern, von Kaiser Maximilian und der Kaiserin Charlotte, lauter merkwürdige Geschichten, die man gerne hörte. Am liebsten aber hörten sie es, wenn Bessler auf die Franzosen zu sprechen kam, nicht mit sanften Worten natürlich, wie elend die den Kaiser verraten hatten, dieser Bazaine, der Teufel sollte ihn holen! und dieser Napoleon, der einfach sein Wort brach und die Kaiserin Charlotte wie eine Bettlerin abfallen ließ, daß man nun für ihren Verstand fürchtete.

Die Preußen, von denen wollte man auch nichts wissen, sie hatten im vergangenen Sommer genug Kriegsspektakel im Land gemacht und sogar die Würzburger Festung beschossen, aber die Rothosen jenseits des Rheines, die konnte man womöglich doch noch weniger leiden. Man würde sie schon noch einmal über die Bank legen müssen.

So hatte sich Bessler sachte an Würzburg herangetrunk, aber nun würde er Geschwindigkeit einschlagen, denn gerade in den letzten Tagen hatten die Zeitungen geschrieben, daß die Kaiserin Charlotte wirklich ernstlich erkrankt sei. Sie hatten ja natürlich nicht sagen dürfen, was eigentlich los sei, aber Bessler wußte es schon, jetzt war sie wirklich verrückt geworden, die Arme, und da war man es der Liebe zu ihr schuldig, sich des Gatten mit allem Nachdruck anzunehmen.

In dem Dorfwirtshaus, dessen Hof Bessler betrat, saßen Studenten mit bunten Mützen an einem langen Tisch unter der Linde. Sie verübten einen mordsmächtigen Lärm, trommelten mit den Steinkrügen, schlugen mit den Stöcken auf den Tisch, einige von ihnen hatten sich zu einer Musikkapelle zusammengetan: einer blies auf einem mit Seidenpapier überspannten Ramm, ein anderer hatte sich von irgendwo ein altes Posthorn verschafft, auf dem er greuliche Töne hervorbrachte, ein dritter schlug Topfdeckel gegeneinander, und etliche pfiffen dazu auf zwei Fingern. Die Musik war auch

danach, und man konnte sich nicht wundern, daß die Wirtin endlich auf der Schwelle des Hauses erschien und sich etwas mehr Ruhe ausbat.

Es war eine Frauensperson mit einem Gesicht wie neun Teufel, hager, als käme sie eben aus der Dörckammer, und dazu hatte sie einen richtigen Badenbart von gekräuselten Haaren, der sich ihr von den Ohren ein gutes Stück die Wangen hinabzog.

Ihr Aussehen wäre geeignet gewesen, einen Zug preußischer Jüsilere in die Flucht zu schlagen, aber diese Studenten hatten offenbar nicht den mindesten Respekt vor ihr.

Sie brüllten ihr alle möglichen Liebeswürdigkeiten entgegen: „Abzug, alte Kanone!“ „Willst du Würzburger Burschen anstänkern, du Schartefe!“ Sie miauten wie Katzen, bellten wie Hunde, die Musik begann noch ärger zu toben als zuvor; schließlich ergriff einer der Studenten seinen Krug und drohte, daß er sie mit ihrem eigenen sauren Wein taufen werde, wenn sie nicht ungesäumt verschwinde.

Die Wirtin mochte wohl einsehen, daß es geratener sei, den entfesselten Geistern des Weines zu weichen. Sie zog sich zurück, aber gleich darauf steckte sie den Kopf aus dem Küchenfenster heraus und rief mit einer schrillen Stimme, die den ganzen Lärm durchdrang: „Andreas!“

Andreas, das war der Mensch, der den Kellner machte. Er war zwischen dem Tisch der Studenten und dem Keller, zu dem man vom Hof auf einigen Stufen hinabstieg, immer auf dem Weg. Aber er war immer noch nicht flink genug für den mächtigen Durst der bunten Jugend, und das lag wohl auch zum Teil daran, daß er mit seinem Holzbein nicht rasch genug vorwärts kam.

Jetzt sah er sich auf den Anruf der Wirtin erschrocken um und humpelte dann gehorham zum Fenster.

Bessler konnte von seinem Platz aus nicht hören, was die Wirtin dem Kellner zu sagen hatte, aber aus der Art, wie sie auf ihn einsprach und dem Mienenspiel, das sie dabei entfaltete, konnte der Mexikaner unschwer entnehmen, daß es kein Liebesgeflüster war. Der Mann mit dem Holzbein wurde immer kleiner und armseliger dabei und sah sich bisweilen schau nach dem Tisch der Studenten um. Endlich, da die Höllenmusik aus Mangel an Atem ein wenig abschwoll, konnte Bessler gerade noch den Schluß des gütigen Gesprüchels vernehmen, mit dem der gute Andreas überschüttet wurde: „... du Faulpelz! Du Laagedieb! Wozu hab' ich dich denn, wozu füttere ich dich? Diese Rothhuben — soll ich mich von ihnen beschimpfen lassen? Gleich gehst du hin und machst Ordnung!“

Ja, diesem Weib war anzusehen, daß mit ihr nicht zu spaßen war, wenn sie befehl, und so blieb wohl auch dem Mann mit dem Holzbein nichts übrig, als den Versuch zu machen, die wilde Gesellschaft zur Vernunft zu bringen.

Es war ihm offenbar aber gar nicht wohl dabei, als er jetzt an den Tisch herantrat, und von einem Rächer der Ehre seiner Wirtin hatte er wenig an sich.

„Meine Herren!“ begann er schlichtern.

Das war, als habe er das Spundloch eines Kasses geöffnet, in dem nichts darin war als trunkener Ueber-

mut. „Was will das Kamel?“ schrie ein langer Mensch mit einer grünen Mütze.

„Schwere Forderung bis zur unbedingten Abfuhr . . . P. P. S. für seine Eulalia!“

„Wir wollen ihm die Mücken ausräuchern!“

Im nächsten Augenblick war ein Getümmel um den unglücklichen Abgesandten, in dem er eine Zeitlang verschwunden war, bis er sich darüber erhob, wie von unwiderstehlicher Gewalt emporgehoben. Er schwebte, von vielen Armen gehalten, über den bunten Mützen und wurde mit einem Stuhl mitten auf den Tisch gesetzt. Und auf einmal war ein Leintuch da, das jemand aus dem Graspark geholt hatte, wo Wäsche zum Trocknen hing; ehe Besserl recht begriffen hatte, was vorging, war der Mann in das Leintuch eingebüllt, so daß er nur als eine belläufige Andeutung von Mensch daß.

Einige hielten ihn auf seinem Stuhl fest, die übrigen aber setzten ihre langen Pfeifen in Brand. Schwangen sie wie Weihrauchfässer hin und her, daß sie recht in Glut kamen und bliesen dann die heißen Anasterwolken, indem sie einen Zipfel aufhoben, unter das Tuch. Das dauerte eine gute Weile, und Besserl dachte schon, daß der Mann erstickt sein müsse, weil er sich gar nicht mehr rührte.

Und dann schleppte einer den großen Eimer mit Wasser vom Brunnen heran und goß ihn unter beifälliger Geißel über die Mumie auf dem Tisch aus. Mit einem Ruck zogen sie die Hülle ab, und da konnte sich Besserl ja gleich überzeugen, daß das Opfer lebte, halb geräuchert und halb ersüßt, aber es lebte. Besserl erwartete nun nichts anderes, als daß der Mann auf seine Bedränger losfahren würde und machte sich bereit, ihm zu helfen. Aber nichts davon geschah. Der Mensch dem so übel mitgespielt worden war, lächelte die jungen Herren an, lächelte wie über einen Spaß an den man gemöhnt ist, und dann kletterte er mit seinem Holzbein mühsam vom Tisch herab.

„Na,“ sagte der Lange mit der grünen Mütze, „wohl bekommen? Nächstens wieder!“ Dann wandte er sich an seine Kumpane: „Abzug! Ich berappe den Potus!“ Er ließ mit großartiger Gebärde eine Handvoll rundes Silber zwischen die Steinkrüge rollen: „Was darüber ist, gehört dir!“ „Verbindlichsten Dank, Herr Baron!“ sagte der Mann mit dem Holzbein, indem er den Rücken krümmte.

Mit Gelächter taumelte der Schwarm aus dem Garten. Der Kellner sah ihnen nach, seufzte, strich die nassen Haare aus der Stirn und begann dann das Geld zu zählen. Als er damit fertig war, nahm er ein halbes Duzend der leeren Steinkrüge in jede Hand und ging ins Haus.

Besserl hätte um nichts in der Welt an seiner Stelle sein mögen, denn er konnte sich ganz gut vorstellen, was ihn jetzt dort drinnen erwartete. Das Donnerwetter ging wohl in irgendeinem entlegenen Raum des Hauses über ihn nieder, aber man hörte dennoch sein Rumoren bis in den Garten hinaus, und was es für ein schreckbares Elementarereignis gewesen war, konnte man wahrnehmen, als der Mann wieder zum Vorschein kam. Er sah womöglich noch zerquetschter aus als vorher nach Röucherung und Taufe und zitterte vor Kälte in den nassen Kleidern, die er offenbar zur Strafe hatte anbehalten müssen.

Jetzt schien er erst zu bemerken, daß noch ein Gast im Garten saß, der bisher nicht bedient worden war. Er humpelte an Besserls Tisch heran und fragte gedrückt: „Was beliebt?“

„Einen Schoppen, eine Knackwurst und ein Nachtquartier!“ antwortete der Mexikaner.

Der Kellner kam nach einer Weile mit einem Steinkrug und einem Teller, auf dem die Wurst und ein Stück Brot lagen. „Nachtquartier ist keines, sagt die Wirtin!“ richtete er verlegen aus.

Besserl hatte gar wohl bemerkt, daß die Wirtin aus dem Küchenfenster nach ihm Ausschau gehalten hatte, ein Gast, der sich mit einer Knackwurst begnügte, war

wohl dieser paradiesischen Herberge nicht würdig. Aber das war es gar nicht, was ihm in diesem Augenblick naheging, er war mit ganz anderen Gedanken beschäftigt.

Der Kellner hatte den Steinkrug und den Teller auf den Tisch gesetzt und wollte eben gehen, als der Mexikaner seine Hand faßte. „Justus!“ sagte Besserl. „Justus Salzenbrod!“

Es war gut, daß der Mann Krug und Teller bereits weggestellt hatte, denn er hätte sie jetzt gewiß fallen lassen.

„Wenn es nicht schon so dunkel wäre,“ fuhr Besserl rasch fort, als er die Bestürzung des Mannes sah, „so hättest du mich bereits erkennen müssen. Wir sind doch lange genug im Spital von Turin nebeneinander gelegen, und ich war dabei, wie sie dir das Bein abgenommen haben. Du bist Justus Salzenbrod, und ich bin der Besserl.“

Nach dem ersten Schrecken des Erkenntwerdens hatte Justus eigentlich einen Augenblick daran gedacht, seiner Vergangenheit alles ins Gesicht abzuleugnen, aber er war mit einmal zu schwach zu jeder Abwehr, es war zu plötzlich über ihn gekommen.

Von Bitterkeit und inneren Tränen überwältigt, senkte er den Kopf und gab schweigend zu, daß der alte Kriegskamerad sich nicht geirrt habe.

„Das ist einmal ein sonderbares Zusammentreffen,“ sagte Besserl. „du wirst mir wohl eine Menge zu erzählen haben? . . .“

Mit einer Handbewegung deutete Justus an, daß es sich nicht verlohne, so unerfreulichen Dingen näher nachzuforschen.

„Nein, mein Lieber,“ beharrte Besserl, „es hilft dir nichts. Jetzt habe ich dich einmal erwischt und . . .“

„Andreas!“ rief eine schrille Stimme in den dunklen Hof.

„Ja, ich heiße hier Andreas,“ sagte Justus hastig, wie um einer Frage zuvorzukommen. „Hier kennt niemand meinen Namen!“

„Andreas!“ schrie die gebietende Stimme der Wirtin zum zweitenmal.

Der Mann schien einen Augenblick ungewiß zu sein, was er zu tun habe. Vielleicht wäre es am besten gewesen, den Zeugen seiner Vergangenheit kurzerhand zu verabschieden, aber er brachte es nicht über sich, ihn gleich wieder fortzulassen. Die Wirtin habe ihm wohl das Nachtquartier versagt, raunte er flüsternd, aber nun sei es selbstverständlich, daß er dableiben müsse, er wolle Besserl in seine Kammer aufnehmen, sie würden von den alten Zeiten sprechen. Wenn es im Haus dunkel geworden sei, dann solle sich der Kamerad hier einfinden und Justus erwarten . . .

Zum drittenmal schmetterte die gellende Kriegstrompete in die Nacht: „Andreas!“

Besserl verstand Justus' lektes Zögern und ließ rasch einige kleine Münzen in seine Hände gleiten. Dann saß er im Dunkeln allein, hörte das Küchenfenster klirrend zuschlagen und fand, es sei weitaus behaglicher, überhaupt kein Dach über sich zu haben, als dieses und daß es schlimmer sei, ein böses Weib zu reizen, als einen bissigen Hund. Da schmeckte ihm nun erst sein Krüglein Wein und seine Knackwurst, und als er nach einer Stunde Umherwanderns in der Nacht wieder in den Hof kam, da war er so vergnügt, wie schon lange nicht, und bereit, von seiner Lebensfröhlichkeit so viel abzugeben, als der zerdrückte Jammermann nur haben mochte. Es hatte ihm die ganzen Wochen schon peinlich auf der Seele gelegen, daß er sich damals bei dem Zusammentreffen mit dem falschen Justus nicht so betragen hatte, wie es sich für einen ehrlichen Kerl gehört. Er hatte von beiden Parteien Geld genommen, und wenn er auch die Entschuldigung für sich hatte, daß er unter allen Umständen nach Mexiko kommen müsse, so war er doch froh, sich nun vor seinem eigenen Gewissen reinigen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerweihenacht.

Dankbare Prosa von Hugo Salus †.

(Nachdruck verboten.)

Hugo Salus, einer der bedeutendsten und beliebtesten deutschen Lyriker, ist 63jährig in Prag gestorben. Die seine Dichtung „Sommerweihenacht“ ist eine typische Arbeit von Salus. D. Schriftl.

Der „unmögliche“ Dichter.

Zum Tode von Hugo Salus.

(Nachdruck verboten.)

Wie der Prager Lyriker Hugo Salus in dem süd-böhmischen Budweis — „unmöglich“ gemacht wurde, das soll er selbst einmal erzählt haben.

Er hatte in Budweis einst das Gymnasium besucht, und als er nun ein berühmter Dichter geworden war, da lud ihn der Literarische Verein jener Stadt zu sich zu Gast. Der lesende Dichter hatte auch einen Riesenerfolg, es gab endlosen Beifall, Vorbeere usw. In der Hauptzeitung von Budweis konnte man schon am nächsten Morgen ein ellenlanges Feuilleton über den „einzigenartigen Abend“ und den noch „einzigenartigen Dichter“ lesen, der einst in Budweis die Schulbank gedrückt habe, und — man sollte es nicht glauben! — am Gymnasium wegen ungenügender Befähigung in deutscher Sprache durchgefallen sei.

Hochbefriedigt fuhr Hugo Salus nach Prag zurück. Da erhielt er zwei Tage später eine Kreuzbandsendung aus Budweis. Sie enthielt die letzte Nummer jener Budweiser Zeitung, die den begeisterten Artikel gebracht hatte.

Der Dichter, dem scheinbar nichts Gutes schwante, durchsuchte den Textteil, einmal, zweimal — er fand nichts. Da sah er im Anzeigenteil eine Stelle rot angestrichen. Und er las:

„Berichtigung. In voriger Nummer wurde über den Dichter Hugo Salus berichtet, daß derselbe in deutscher Sprache am hiesigen Gymnasium eine ungenügende Note erhalten habe. Zur Ergänzung sei bekanntgegeben, daß er auch in Mathematik eine ungenügende Note erhalten hat.“
X. X., k. k. Gymn.-Prof.“

Damit ist Hugo Salus für Budweis wohl ein für allemal unmöglich und erledigt. Mf.

Erlöschte Lichter.

Eine Aschermittwochsplauderei von Hans West.

Nun sind die bunten Fähnlein und Papiergirlanden wieder aus allen Räumen, in denen es bisher so lustig zugeing, verschwunden. So ganz geräuschlos entfernten sie sich wieder. Wenn wir abends noch bei einem Gläschen sitzen, und die Musik fiedelt uns noch einen neuen Schlager, dann blicken wir uns wohl etwas erstaunt um und stellen fest, daß nun alle Pappnasen und papiernen Hütkchen wieder das Feld geräumt haben. Und wie gestittet und streng nun wieder alle lieben Mitmenschen dastehen, die noch vor einigen Tagen hier über Tische und Stühle ...

Aber schlagen wir uns ruhig zurechtweisend auf den Mund. Es gehört sich nicht, nun noch daran zu denken, was dieser oder jener angestellt hat. So etwas ist nur in Bausch und Bogen zu nehmen, und da war's doch wieder sehr lustig!

Auch in dieser Wandlungsfähigkeit zeigt sich die Stärke des menschlichen Gemüts. Daß man für einige Tage die allgemein befolgte Parole durchsetzte: „Nun laßt uns alle lustig sein!“ Das wird dann gemacht, und jeder darf zum anderen Du sagen und ihm einen fröhlichen Streich spielen. Und weil es kein Schmollen und Bösesein gibt, so geht's auch drüben gleich harmlos her. Eigentlich liegt darin eine große Weisheit, und die Verbrüderung der Welt wird gewiß einmal damit beginnen, daß man sich das Bösesein abgewöhnt, und daß man jene Leute nach Hause schickt, die gar vom Bösesein leben.

Eine andere vorzügliche Einrichtung ist es auch, daß man in solchen schnell vorüberziehenden Zeiten das Herz zu Hause läßt. Denn das Abschiednehmen kommt ja doch schon nach einigen Stunden, und so war es auch recht, daß es gleich aus den Augen hinter jeder Maste hervorblitzte: „Wir tun ja nur so! Also nicht so viel Herz, bitte ...!“

Inzwischen ist aber auch das wieder verstummt. Ein wenig leer ist's noch — aber das altbekannte Schlachtlied des Tages brummt nun wieder voll und dumpf, und man darf sich nun auch wieder böse sein ...!

Nun fort die Maste und den Narrenwams, mein Lieber! Musik erklingt nicht mehr, die Lichter löshten aus;

Der Tanz und Nummernschanz sind wieder nun vorüber,

Der Aschermittwoch kam, und alle huschten still nach Hans,

Wohl mancher denkt noch heute an die bunten Lichter,

Bon „Kittern und Bajazz“ träumt manche schöne Frau —

Doch fiel des Aschermittwochschein auf die Gesichtler,

Und manches Antlitz war da wieder sorgenvoll und grau ...

So spielt das Leben! — Wechsel der Gefühle

Läßt heut' uns jubeln, morgen ist es still.

Ein kurzer Sonntag lacht — doch grauen Alltags Mühle

Mächt Menschenjähnsal morgen, wie es will ...!

Wenn unten im Speisezimmer des Gasthauses, in welchem ich diesen wunderschönen August verlebte, an der Wand nicht der Kalender hinge, von dem die Kellnerin Abend für Abend das Blatt mit dem Datum des eben vergangenen Tages abreißt, ich wüßte wahrhaftig nicht und würde es mir auch nicht glauben, daß ich schon fast einen Monat ganz fern von der Heimat und vom Lärm der Welt vor mich hinträume. Denn das Gasthaus steht einsam mitten im stundenweit sich dehrenden Tannenwald an der im Sonnen- und Mondschein glänzenden weißen Alpenstraße und steht so selbstverständlich da, daß man auf seinen Waldwanderungen nur einmal seitlich gegen Sonnenaufgang gepilgert sein muß, um zu wissen, daß das Dörflein im Walde zu ihm gehört. Wo man auch die steilen Waldpfade oder die Straße geschritten sein mag, man geht immer mitten im Walde und sieht ringsum nichts als Wald, moosbedeckte Stämme und moosige Walderde, still sich im Sonnenchein dehrende Waldwipfel und dazwischen hier und da Fleden blauen Sommerhimmels, oder betritt manchmal eine Waldwiese mit jungem Tannenvolk zu Füßen von altersgrauen Felsen, die wer weiß wie viele tausend Jahre hier mitten zwischen dem immerwährenden Leben der Bäume unbeweglich liegen und zufrieden sind. Und wenn einen der Waldweg einmal in das Dörflein geführt hat, dann schaut man es so an wie die Felsen auf der Waldwiese. Es liegt auch so still und selbstzufrieden da und rührt sich nicht. Wenn man aber vielleicht doch Leute zwischen den Häusern gehen sieht, dann weicht man dem Dorfe ein nächstes Mal aus, so waldfriedenglücklich ist man hier geworden, so gar kein Bedürfnis nach Gruß und Gegengruß empfindet man in seiner ganz verträumten, waldgrün und himmelblau gewordenen, graugelb gewesenen Seele ...

Die anderen Fremden, die gleich mir hier im Gasthause wohnen, Männer und Frauen mit ihren Kindern, sind wohl auch so friedlich geworden wie ich. Die Tage sind einer wie der andere sonnengefegnet und doch nicht drückend heiß, so daß auch sie sich ein bestimmtes Plätzchen im Walde ausgewählt haben, auf dem sie ihre Stunden glücklich verbringen. Bei den Mahlzeiten sind sie mit der Befriedigung ihres gesunden Hungers beschäftigt, und nach dem Abendessen sitzen sie an den Tischen gegenüber dem Gasthaus jenseits der Landstraße, während ich gern auf dieser im Mondschein dahinpilgere und noch weniger nachdenke, als tagsüber im Walde. Dazu bin ich derzeit zu glücklich. Oder ich überblicke wohl auch, an einen Meilenstein gelehnt, die schönen Eindrücke des Tages, schaue dankbar zum Himmelsblau empor, von dem das Lampion des Mondes gültig und festlich leuchtet, so daß die klare, blauweiße Luft und die Wipfel der Bäume von dieser wunderbaren Milch des Mondscheins ganz durchflutet sind und die Waldwiese neben der Straße grünweiß leuchtet, als wäre sie ein kleiner See, in dem sich der Mond freudig spiegelt.

Da geschieht mir etwas Seltsames: Ich fühle in der milden Luft, die ich atme, wie sich von meiner Seele die Schlafen lösen, wie sich etwas Neues, bisher noch Ungekanntes fast körperlich um meine Seele legt, wie meine Lider überquellen. Es ist Güte und Frömmigkeit, die ich empfinde. Ich falte wie ein Kind die Hände, und die Erinnerung, die oben in meinem Hirn geschlummert hat, flüstert mir wie eine große Entdeckung die Worte zu: Du stehst ja in einem Tannenwald, es sind ja lauter Weihnachtsbäume, die dich umgeben, jeder Zweig, jede Tannennadel trägt ein silbernes Lichtlein, das der Mond jetzt angezündet hat, hunderttausend leuchtende, wunderschöne Weihnachtsbäume, einer neben dem anderen. Kein Mensch, der im Sommer durch einen Tannenwald geht, denkt daran, daß er zwischen lauter Weihnachtsbäumen schreitet, dir aber ist ihr Licht aufgegangen, daß du ihre Weihe empfindest; du weißt, daß die milde Gnade des Tannenwaldes so groß ist, daß er den Menschen im frostigen Winter seine jungen Sendlinge in die Städte und Dörfer schickt, daß ihre Herzen vor ihnen besser oder gar gut werden durch das Evangelium der Liebe. Du aber, der du ganz unglaublich bist, den Glauben an die Menschenliebe sollst du dankbar in deinem Herzen pflegen, ein Tannenbäumchen der Güte sollst du immer für einen Nebenmenschen bereithalten, daß er sich daran erfreue, daß er und du an dem Glanze, den sein leuchtendes Grün in seinen Augen erweckt, glücklich werde! Denn hier sind ja so viele hunderttausend Weihnachtsbäume und du stehst mitten unter ihnen.

So spricht der Tannenwald, der Weihnachtswald im August zu mir. Und ich, der ich ganz unglaublich bin, ich knie auf der weißen Straße im heiligen Mondschein nieder, der Glauben an die Menschenliebe füllt mein Herz, ihm will ich treu bleiben. Und wenn die Nebenmenschen mir nicht Güte und Wohlwollen entgegenbringen, dann will ich sie bedauern, weil sie nicht so glücklich sind wie ich, der diesen Weihnachtsabend im Sommer-tannenwald erleben darf, an den ich immer wieder zurückdenken will, wenn je sich Schlafen um meine Seele legen wollen. O du heiliger, märchenschöner, selbigrüner Tannenwald!

Lehrer-Anekdoten.

Friedrich II. inspizierte eine Dorfschule. Der Lehrer nahm von der Anwesenheit des Königs in keiner Weise Notiz und antwortete, als er darob von Friedrich II. ungnädig zur Rede gestellt wurde:

„Majestät, wenn ich diese gottlosen Bengel merken ließe, daß es jemand auf der Welt gäbe, der mehr zu befehlen hat als ich, dann würde ich sie überhaupt nicht mehr händigen können.“

In einem schlesischen Dorfe hatte der Schulmeister des Ortes sich an das offene Fenster des Quartiers Friedrich II. geschlichen, um dort dem Flötenspiel des Königs zu lauschen. Zufällig bemerkte ihn Friedrich, trat ans Fenster und fragte: „Was will Er?“ Der Ersthörere stammelte etwas von seiner Freude an der edlen Musik und seinem Verlangen, zu sehen, wie der König selbst diese schöne Kunst betriebe. „Nun, so bleibe Er noch etwas da!“ sagte der König und spielte weiter.

Endlich legte der Flötenspieler sein Instrument beiseite und fragte zum Fenster hinaus „Nun, Schulmeister, wie gefiel Ihm das?“

„Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!“ entfuhr es da dem ehrlichen Dorfschulmeister und Freund der Musik.

Der alte Konrektor Urjinus in Hamburg war ein seltsames Original und gab zum Gaudium seiner Schüler manchen unfreiwilligen Witz zum besten. Er hatte die Gewohnheit, bei der Rückgabe der Hausaufsätze aus den Heften auf seinem Pult zwei Stapel zu bilden, einen großen (die schlechten) und einen kleinen (die guten). Eines Tages begleitete er diese Handlung mit folgenden Worten:

„Ich mache hier zwei Haufen, einen großen und einen kleinen... und wenn da hinten das Bächen nicht aufhört, sehe ich schließlich noch einen vor die Tür!“

Der Lehrer J. an einer Volksschule Mannheims wollte von Darwin und seiner Lehre nichts wissen. Eines Tages erklärte er den Kindern die Schöpfungsgeschichte, als sich ein aufgeregter Junge zum Wort meldete und sagte:

„Mein Vater hat mir erzählt, daß wir vom Affen abstammen.“

„Ja,“ erwiderte ihm J., „das kann dein Vater halten, wie er will, eure Familienangelegenheiten gehen die Schule gar nichts an.“

Der Herr Schulrat war mit der Besichtigung der Dorfschule im allgemeinen zufrieden, bloß hatte er auszufragen, daß der Lehrer nicht einfach genug fragte. Er gab also selber eine Lehrprobe, um zu zeigen, wie es zu machen sei.

Uebers Jahr kam der Schulgewaltige wieder, gespannt darauf, als er jetzt einfache Fragen zu hören bekommen werde. Er staunte nicht schlecht, als der Lehrer zu fragen begann: „Also, Kinder, wer trachte, als Petrus den Herrn Jesus verleugnete?“

In einer Malmöer Volksschule fand die Schlußprüfung statt, bei der fast alle Schüler in den Rechenaufgaben übereinstimmend drei Fehler hatten. Wie sich schließlich ergab, hatten die Prüflinge richtig, die Prüfungskommission aber hatte falsch gerechnet. Der Schulinspektor sah sich veranlaßt, folgende seltsame Erklärung in die Zeitungen zu geben:

„Für die von der Prüfungskommission gemachten Rechenfehler bin ich allein verantwortlich, da ich allein die Aufgaben ausgerechnet habe, die übrigens zu den leichtesten Minimalaufgaben gehörten.“

Vor langen Jahren wirkte in einem sächsischen Städtchen der Rektor H., von dem seinerzeit viele Anekdoten im Umlauf waren.

Wenn er im Geschichtsunterricht zum Siebenjährigen Krieg kam, leitete er seine Erzählung stets mit den Worten ein: „Kinder, Ihr wißt doch, daß ich aus R o s s e n stamme. Da war mein Vater Akziseeinnehmer und Dorfchreiber. Nun denkt euch mal: An einem schönen Augustmorgen war er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden und ging eben mit der Pseife im Mund vor das Haus, um die Fensterläden zu öffnen. Da kommt plötzlich ein preussischer Husar herangesprengt, fast wäre meinem Vater vor Schreck die Pseife aus dem Munde gefallen, doch faßte er sich und fragte: „Um Vergebung, ist Er nicht ein preussischer Husar?“ „Jawohl,“ antwortete der Soldat. „Aber um des Himmels willen,“ rief da mein Vater, „was hat Er denn bei uns in Sachsen zu schaffen?“ „Wißt Ihr denn nicht,“ erwiderte der Soldat, „daß heute der Siebenjährige Krieg angefangen hat?“ Dann schwieg der Rektor eine Weile und sah auf seine Schüler, und ein kleines Lächeln ging über seine Züge, wenn sich dann einer der Jungen zu der Frage aufschwang: „Aber, Herr Rektor, wie konnte denn der Husar damals schon wissen, daß der Krieg sieben Jahre dauern würde?“

Namenverwirrung in der Türkei.

Mustapha Kemal Pascha, der Präsident der Türkei, hat seine neueste Verordnung erlassen, die die Bevölkerung in eine neue Aufregung versetzt hat. Seit altersher hat jeder Türke seinen ehrlichen Namen Mohammed Ali, Hussein Husni oder Suad Derwisch oder umgekehrt und nun soll sich der Türke einen Bei-

namen anlegen. Darin gipfelt dieser neueste Erlass des gestrenghen Herrn Mustapha Kemal, der ursprünglich nur Mustapha hieß, der sich aber den Zunamen Kemal beilegte, als er merkte, wie unzählig viele Türken Mustapha hießen.

Unzählig heißen Mohammed Ali, unendlich viele heißen Hussein Husni. So ist es Sitte in diesem Lande des Halbmondes. Die Eltern geben ihren Kindern bei der Geburt zwei Namen, der zweite aber ist meistens der Name eines Propheten oder eines Heiligen aus dem Islam. Und da es gar nicht so viele Propheten und Heilige, aber um so mehr kleine Türken gibt, entstehen die merkwürdigsten Verwechslungen, und es ist gerade nicht angenehm, wenn Mohammed Ali I für Mohammed Ali II Steuer zahlen oder ins Gefängnis wandern muß. Ein belgischer Universitätsprofessor, der neulich im Auftrage der türkischen Regierung eine Statistik über Volkszählung aufstellte, gebärdete sich völlig wild, als er auf den vielen Seiten spaltenlang immer wieder auf dieselben Namen stieß. Mustapha mit den angenommenen Namen Kemal verspricht sich sehr viel von dieser neuen Zwangsmaßnahme. Hat nun jeder Türke seinen Beinamen, den er beliebig wählen darf, so wäre die Arbeit der Behörden sehr erleichtert, und Mohammed brauchte nicht für den anderen Mohammed Buße zu tun.

Aus aller Welt.

„Besefreunden in der „Bergstadt“. Zur gemüthlichen Abendraff ist ein lieber, stiller und dabei doch Geist und Gemüt anregender Gesellschafter die von Paul Keller, dem schlesischen Meistererzähler, herausgegebene illustrierte Monatschrift „Die Bergstadt“ (Bergstadtverlag Wils. Gottl. Korn, Breslau 1; monatlich 1.50 Rm.), deren soeben erschienenen Februarheft wieder eine Fülle von wertvollem Unterhaltungs- und Wissensstoff bietet. Schon bei den ersten Seiten erheitert man sich herzlich an einer überaus lustigen Dorfjüngengeschichte: „Karlschen Rogels Ferienreise“ von Paul Keller, der ja trotz seiner hohen Dichterei auch heute noch Dorfjungen sozuzunehmen kongenial zu schildern weiß. Weiter hat man seine Freude an dem Roman „Die sieben Sorgen des Kriminalrats“ von Rudolf Haas, in dessen engem Raum sich abspielender Handlung doch alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens, Glück und Leid, Vornehmheit und Niedrigkeit sich offenbaren und der durchleuchtet ist von einem sonnigen, gütigen Humor. Außerdem sind mit bedeutsamen erzählenden Beiträgen vertreten: Anna Hilaria von Eshel, Hans Grand, Albert Trentini und Max Jungnickel. Von den illustrierten Beiträgen des Heftes nennen wir: den Aufsatz „Zwischen Schiffen und Maschinen“, der den Werdegang des Malers und Zeichners Leonhard Sandroff schildert, die Abhandlung „Die Orgel im Spiegel der Zeitgeschichte“ mit Abbildungen besonders kunstvoll gestalteter Orgelwerke aus der Zeit von 1500—1837, den „Spaziergang an der Elbe“, bei dem der Dichter Heinrich Zerkulen den Leser in einer poetisch empfundenen Schilderung durch Dresden führt, und die mit wundervollen Tieraufnahmen illustrierte Blanderei „Tiere sehen dich an“. Die vielerörterte Frage der künstlerischen Möglichkeiten des Films und seines Verhältnisses zum Theater behandelt Dr. Edith Machill in anregender Art, und Prof. Raoul S. Francé, der bekannte Naturforscher, gibt in seiner Abhandlung „Ein Schneckenleben“ ein interessantes Bild vom Dasein dieser wenig beachteten Tiere. Lyrische Dichtungen, allerlei Anekdoten und Kurzgeschichten, die man als kleine literarische Vederbissen so gern hat, eine Musikbeilage, ausgezeichnete schwarze und farbige Kunstbeilagen, Schach- und Rätselbeilage und eine Jugendbeilage vervollständigen den reichen Inhalt des schönen Heftes.

„So leben wir, so leben wir“, nämlich wir in München, und zwar im Fasching. Wie „wir leben“, das zeigen die Faschingsaufnahmen in der neuesten Nummer der „Münchner Illustrierten Presse“ (Nr. 6). — Von der Verkehrtstraße, in der sich alle Großstädte befinden, besonders aber die amerikanischen, handelt der Bilderaussatz „Fahrgänger, Autos und kein Weiterkommen!“ — Diese Nummer enthält auch die Porträts der Männer, die jetzt in Paris als Schuldenparlament der Welt zusammenstehen. — Der Leser findet hier auch die Auflösung und die Preisträger der interessanten Preisaufgabe „Welcher Sport wird hier getrieben?“ — Besonders möchten wir auf den neuen Roman „Schach dem Tode“ von Hans Adler und Paul Frank hinweisen.

Fröhliche Ecke.

Ein beachtlicher Vorschlag. Der Komiker Dan Veno besuchte einmal das Parlament. Als er gefragt wurde, was er für Einbrücke von der Debatte habe, sagte er: „Ach, es war ganz nett, aber mit Hilfe eines Klaviers wäre es noch besser gegangen.“ („Daily News and Westminster Gazette.“)

Keine Regel ohne Ausnahme. Erster Herr: „Die Frau sagt im allgemeinen das Gegenteil von dem, was sie denkt.“ — Zweiter Herr: „Das kommt darauf an! Wenn man ihr den Vorschlag macht, ihr ein Collier zu schenken und sie antwortet „Ja“, so meint sie keineswegs das Gegenteil.“ („Matin.“)

Freundinnen. „Ich bin heute meinem Manne begegnet, aber er hat mich nicht gesehen.“ — „Ich weiß, er hat's mir gleich gesagt.“ („Matin.“)